

(Nachdruck verboten.)

85]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

So kam er schließlich zu den Schlachthöfen, zu den schwarzen Rauchvulkanen, zu dem brüllenden Vieh und dem Gestank. Und als er einen überfüllten Straßentwagen sah, konnte er nicht widerstehen, sondern stieg auf und verbarg sich, unbemerkt von dem Kondukteur, hinter einem anderen Mann. In zehn Minuten hatte er seine Straße erreicht und sein Haus.

Er kam im Lauffschritt um die Ecke herum. Da war endlich das Haus, — doch plötzlich blieb er stehen und starrte es an. Was war nur mit dem Hause?

Jurgis blickte zweimal genau hin; dann sah er ganz verwirrt die danebenliegenden Häuser an, und das Schanklokal an der Ecke. Ja, es war ganz recht, — er irrte sich nicht, ganz gewiß nicht. Aber das Haus — das Haus hatte eine andere Farbe!

Er ging ein paar Schritte näher heran. Ja; es war grau gewesen, und jetzt war es gelb! Die Fensterrahmen waren rot gewesen, und jetzt waren sie grün! Es war alles frisch gestrichen! Wie sonderbar das aussah!

Jurgis ging noch näher heran, hielt sich jedoch an der anderen Seite der Straße. Plötzlich übermannte ihn eine furchtbare Angst. Seine Knie schlotterten, und in seinem Kopf schwirrte es. Neue Farbe am ganzen Hause und neue Wetterdächer, wo die alten schadhaft geworden waren, und der Agent war böse gewesen! Neue Schindeln auf dem Dach im Dach sogar — auf dem Dach, das ihm sechs Monate lang das Leben zur Last gemacht hatte, — weil er kein Geld hatte, um es machen zu lassen, und keine Zeit, um es selber zu machen, und weil das Regenwasser durchtropfte und die Schüsseln und Töpfe überliefen, die er hingestellt hatte, um es aufzufangen, so daß der ganze Boden durchnäßt wurde und der Mörtel sich auflösen begann. Und nun war es heilgemacht! Und die zerbrochene Scheibe war ersetzt! Und Gardinen hingen an den Fenstern — neue weiße, steife und blanke Gardinen!

Da öffnete sich plötzlich die Haustür. Jurgis stand wie angewurzelt, seine Brust wogte, — so heftig rang er nach Atem. Ein Knabe war herausgekommen, ein fremder Knabe, — ein großer, dicker, rofiger Bengel, desgleichen man in seinem Hause nie gesehen hatte!

Jurgis starrte den Jungen wie gebannt an. Er kam pfeifend die Treppe herunter und schob mit den Füßen den Schnee fort. Unten blieb er stehen, nahm eine Handvoll vom Boden auf und lehnte sich an das Geländer, während er einen Schneeball machte. Gleich darauf blickte er auf und sah Jurgis, und ihre Blicke begegneten sich, es war ein feindseliger Blick, denn der Knabe schien zu denken, daß Jurgis einen Verdacht in bezug auf den Schneeball habe. Als Jurgis sich langsam anschickte, über die Straße hinüber auf ihn zu zugehen, blickte er sich rasch um, als ob er auf Flucht fähig, blieb dann aber doch stehen.

Jurgis hielt sich an dem Geländer fest, denn er fühlte sich nicht ganz sicher auf den Beinen. „Was — was machst Du hier?“ stieß er mühsam hervor.

„Ach was!“ sagte der Junge.

„Du —“ Jurgis begann nochmals: „Was machst Du hier?“

„Ich?“ entgegnete der Knabe zornig. „Ich wohne hier.“

„Du wohnst hier?“ keuchte Jurgis erlassend. Er war freideweiß und klammerte sich nur noch fester ans Geländer. „Du wohnst hier? Wo ist denn meine Familie?“

Der Knabe machte ein verwundertes Gesicht. „Ihre Familie?“ fragte er.

Jurgis kam auf ihn zu. „Ich — dies ist mein Haus!“ rief er laut und erregt.

„Nanu!“ sagte der Knabe. Dann öffnete sich plötzlich die Haustür, und er rief: „He, Ma! Hier ist ein Kerl, der sagt, daß dies Haus ihm gehört.“

Eine dicke Irlanderin erschien auf den Stufen. „Was gibst du?“ fragte sie.

Jurgis wandte sich zu ihr. „Wo ist meine Familie?“ rief er verzweiflungsvoll aus. „Ich habe sie hier verlassen. Dies ist mein Haus! Was machen Sie hier in meinem Hause?“

Die Frau starrte ihn erstaunt und angstvoll an, sie mußte gedacht haben, daß sie es mit einem Tollhansler zu tun hätte, denn Jurgis sah wie ein Wahnsinniger aus. „Ihr Haus!“ wiederholte sie.

„Mein Haus!“ kreischte Jurgis. „Ich wohnte hier, sag ich Ihnen!“

Die Frau starrte ihn erstaunt und angstvoll an, sie mußte noch niemand gewohnt, das ist ein neues Haus. Man sagte es uns, man —

„Was haben Sie mit meiner Familie gemacht?“ schrie Jurgis außer sich.

Der Frau schien ein Licht aufzugehen, vielleicht hatte sie ihren eigenen Verdacht über das, was „man“ ihr gesagt hatte. „Ich weiß nicht, wo Ihre Familie ist,“ sagte sie. „Ich habe dies Haus vor drei Tagen gekauft, und es war niemand hier, und man sagte mir, es wäre ganz neu. Wollen Sie wirklich im Ernst behaupten, daß Sie es jemals gemietet hatten?“

„Gemietet!“ keuchte Jurgis. „Gekauft habe ich es! Bezahlt habe ich es! Es gehört mir! Und Sie — mein Gott! Können Sie mir nicht sagen, wo die Meinen geblieben sind?“

Es gelang ihr endlich, ihm begreiflich zu machen, daß sie von nichts wußte. Jurgis war so wirr im Kopf, daß er nicht imstande war, die Sachlage zu fassen. Es war, als ob seine Familie aus dem Leben fortgerissen wäre — als ob sie sich als Traum-Menschen enthüllt hätten, die nie existiert hatten. Er war halb betäubt, — doch plötzlich erinnerte er sich an Großmutter Majauskiene, die im nächsten Block wohnte. Die mußte es wissen! Er drehte sich um und rannte davon.

Großmutter Majauskiene kam selbst an die Tür. Sie schrie auf, als sie den bebenden, wirr aussehenden Jurgis wahrte. Ja, ja, sie konnte es ihm sagen. Die Familie war umgezogen, sie waren nicht imstande gewesen, die Zinsen zu bezahlen, und da hatte man sie in den Schnee hinausgejagt, und das Haus war frisch angestrichen und schon nach acht Tagen wieder verkauft worden. Nein, sie hatte nicht gehört, wie es ihnen ging, aber sie konnte ihm sagen, daß sie wieder zu Aniele Zukniene gezogen waren, bei der sie gewohnt hatten, als sie zuerst herkamen. Wollte Jurgis nicht hereinkommen und sich ausruhen? Es war wirklich zu arg, — ja, wenn er nur nicht ins Gefängnis gemischt hätte.

Und so wandte Jurgis sich ab und taumelte davon. Er kam nicht weit — gleich hinter der Ecke verließen ihn die Kräfte ganz und gar, er setzte sich auf die Stufen eines Schanklokals, verbarg das Gesicht in den Händen und zuckte am ganzen Körper vor unterdrücktem, tränenlosem Schluchzen.

Ihr Heim! Ihr Heim! Sie hatten es verloren! Schmerz, Verzweiflung und Mut übermannten ihn, — was bedeuten selbst die qualvollsten Vorstellungen über alles mögliche gegen diese herzerreißende, zerschmetternde Wirklichkeit — gegen den Anblick von fremden Menschen, die sein Haus bewohnten, ihre Gardinen an seine Fenster hängen und ihn mit feindseligen Augen anstarrten! Es war ungeheuerlich — es war undenkbar — sie durften es nicht tun — es konnte nicht wahr sein! Man denke nur, — was hatte er in dem Hause durchgemacht, — was für Qualen hatten sie alle um dieses Heims wegen gelitten, — welchen Preis dafür gezahlt!

Er machte die ganze lange Qual noch einmal durch. Die Opfer, die sie zu Anfang gebracht hatten, die dreihundert Dollar, die sie zusammengekehrt hatten, alles, was sie auf der Welt besaßen, alles, was zwischen ihnen und dem Hungertode stand! Und dann die Bläderei, von Monat zu Monat, um die zwölf Dollar zusammenzubringen, und die Zinsen, und von Zeit zu Zeit die Steuer, und alle anderen Kosten, und die Reparaturen, und wer weiß was alles! Satten sie denn nicht alle Seelenkräfte an die Bezahlung des Hauses gesetzt? Sie hatten mit ihrem Schweiß und Blut dafür gezahlt, — ja, mehr noch, mit ihrem Herzblut! Dede Antanas war über den Kampf, das Geld zu verdienen, gestorben, —

Er wäre heute noch kräftig und lebendig gewesen, wenn er nicht in den Durhamschen dunklen Kellern hätte arbeiten müssen, um seinen Anteil zu verdienen. Und Ona hatte auch Gesundheit und Kraft hergegeben, um es zu bezahlen, — sie war gebrochen und zugrunde gerichtet, alles um des Hauses willen, und auch er selbst war vor drei Jahren ein großer, starker Mann gewesen und sah hier jetzt zitternd, zerschmettert, gebeugt und weinend, wie ein hysterisches Kind. O, sie hatten ihr alles verloren in diesem Kampf, — sie hatten ihr alles darangesetzt, und sie waren unterlegen, sie waren unterlegen! Alles, was sie bezahlt hatten, war dahin, jeder Cent Geldes. Und ihr Haus war weg, — jetzt waren sie wieder da angekommen, wo sie angefangen hatten, waren hinausgeschleudert in den kalten Winter, um zu erfrieren und zu verhungern!

Jurgis erkannte jetzt die ganze nackte Wahrheit, — er sah sich selbst durch die ganze lange Folge von Geschehnissen hindurch als ein Opfer blutdürstiger Geier, die ihm die Eingeweide herausgerissen und ihn verschlangen, als Opfer von Teufeln, die ihn gequält und gefoltert hatten und ihn dabei voller Hohn verlachten und verspotteten. O mein Gott, wie grauenhaft das alles war, wie ungeheuerlich, wie scheußlich und teuflisch schlecht es war! Er und die Seinen, hilflose Frauen und Kinder, die sich abmühten, um nur zu leben, unwissend, hilflos und verlassen, wie sie waren, — und die Feinde, die ihnen auflauteten, die hinter ihnen herschlichen und nach ihrem Blut lechzten! Jenes erste lügenhafte Birkular, jener glattzüngige, geschmeidige Agent! Und all die Fallstricke: die Extrazahlungen, die Zinsen und alle die anderen Abgaben, die sie nicht zu bezahlen vermochten und auch nie zu zahlen versucht haben würden! Und dann alle die Kniffe ihrer Herrn und Meister, der Pachtherrn, dieser Tyrannen, die sie beherrschten, — das Schließen der Abteilungen, der Mangel an Arbeit, die unregelmäßigen Arbeitszeiten und grausamen Ueberstunden, das Vermindern der Löhne, das Steigen der Preise! Die Unbarmherzigkeit der sie umgebenden Natur, der Hitze und Kälte, des Regens und Schnees, die Unbarmherzigkeit der Stadt und des Landes, worin sie lebten, der Geseze und Gebräuche, die sie nicht zu verstehen vermochten! Alles dies hatte zusammengewirkt und und der Gesellschaft in die Hände gearbeitet, dieser Gesellschaft, die sie als Opfer ausersahen hatte und nur eine günstige Gelegenheit abwartete. Und jetzt war mit dieser letzten scheußlichsten Ungerechtigkeit der Moment gekommen, man hatte sie hinausgejagt mit Rind und Regel, und hatte ihnen das Haus genommen und es wieder verkauft! und sie konnten nichts tun, Hände und Füße waren ihnen gebunden, — das Gesetz war gegen sie, die ganze Maschinerie der Gesellschaft stand ihren Unterdrückern zur Verfügung! Wenn Jurgis auch nur die Hand gegen sie erhoben hätte, wäre er ohne Gnade wieder in jenen Stall für wilde Tiere zurückgekehrt, aus dem er soeben entflohen war!

(Fortsetzung folgt.)

Scheffel-Briefe

von E. Krowski.

II.

Was nun Scheffel selbst anging, so beschäftigte er sich sehr ernst mit eigenen Zukunftsorgen. Es war das letzte Semester. Am 18. März 1847 erfolgte seine Exmatrikulation. Wenig später nahm der junge Kandidat von Heidelberg Abschied, um sich im karlsruher Elternhause auf sein Examen vorzubereiten, oder wie er sieben Monate nachher schreibt, die „juristischen Begriffe wie Perlinge in das Faß seines Kopfes hinein zu marinieren“. Aber so ganz und gar vermochte er doch nicht in der Juristerei zu versimpeln. Dafür sorgte schon sein schönheitsdürstiger Wandertrieb und — noch etwas. In ihm war der Poet aufgegangen: „ein Schwod Dummellieder“, die um jene Zeit als „Vieder eines fahrenden Schülers“ ohne Autornamen in den fliegenden Blättern erschienen, gab davon Kunde.

Doch wenn er beim Abschied von der Universität beschloffen hatte, „der Welt vollständig ihren Lauf lassen“ zu wollen — jetzt traten die politischen Zeitereignisse dazwischen. Das Jahr 1848 hatte begonnen. Sie bewirkten auch bei Scheffel „eine so gewaltige Spannung und Aufregung, daß der Sinn für alles andere aufhörte“. Es war ihm fortan (Brief an Schwanitz vom 26. Februar) „unmöglich, Rechtswissenschaft oschen“ zu können. „Es ist zwar noch mehr ein dunkles Gefühl, als klares Bewußtsein, daß es auch bei uns losgehen werde und müsse — aber der allgemeine Instinkt in diesen Punkten hat gewöhnlich eine sehr wahre Grundlage. Ent-

weder bleibt's in Frankreich, nach der Abdankung Louis Philipps ruhig, — nun, dann wird die Tatsache, daß einmal wieder das Volk dem — nach der roten Adlertheorie „von Gott eingesehten“ Königtume seine wahre Basis, den Volkswillen gezeigt und auf Verlangen mit Waffen aller Art schriftlich nachgewiesen hat, — ihren Nachhall in Deutschland nicht verfehlen und ein starkes Ausruhmungszeichen zum Wechsel des bisherigen Systems sein. Oder die Franzosen verordnen sich als Ueberlaß auf den Pariser Schreden hin einen Krieg mit Deutschland, dann wird die Sache jedenfalls gut. Dann tritt an die Stelle von unserem schauderhaft papiernen Leben, Affen und Zeitungs-schmierereien die frische Tat; — und was zu tun ist, weiß man nur zu gut“ . . . Scheffel träumt schon von einem „heiligen Kriege“, vom „Liegen auf der Feldwacht“ oder vom „frischen Reitergesicht“. Dann gibts natürlich auch „kein Examen mehr“. In der badischen Abgeordnetenversammlung wurde es nun sehr lebendig: „die Galerien des Ständesaales sind gewöhnlich so besetzt, daß man Mühe hat, Platz zu finden. . . . Auf der äußersten Linken, eigentlich als selbständige Partei, steht ganz allein der Abgeordnete Heder. Er ist der Löwe der Opposition, aber zugleich schon über die sonstige Opposition hinausgeschritten. Er will alle die Fragen, die das Programm unserer politischen und sozialen Zukunft bilden, ohne Rückhalt, ohne Scheu vor Hindernissen im gegenwärtigen Staatsleben realisiert wissen; — geht's nicht, so soll's brechen. . . . Er ist von der Umgestaltung der politischen, so auch von der der sozialen Zustände lebendig durchdrungen; darum ist er von der ganzen Kammer allein der Mann des „vierten Standes“; — so hat er gegen die Staatsunterstützung der drei Fabriken gestimmt, weil's ihm recht ist, wenn die Fabriken zugrunde gehen und durch Arbeiterassoziationen das kleine Gewerbe wieder zu Bedeutung und Selbständigkeit kommt gegenüber dem großen Kapital und seiner Macht. — Heder ist durch und durch Republikaner und sieht im konstitutionellen Staat nur den Uebergang zur reinen Demokratie.“ . . . Inzwischen, während Scheffel dies schrieb, hatten sich in Paris die Straßenkämpfe vom 23. bis 24. Februar ereignet. Schon am 27. Februar abends berichtet er an Schwanitz: „Frankreich Republik — die Tuilerien gestürmt . . . in dem Komitee, was an der Spitze der Regierung steht, sitzt Louis Blanc und neben ihm ein einfacher ouvrier (Arbeiter)! — Damit wäre eine neue Phase in der Geschichte Europas angetreten. Du kannst Dir kaum denken, wie sich bei uns in Baden die Gedanken kreuzen. . . . Morgen haben wir Kammer Sitzung; unsere Opposition hat heut' in Mannheim eine Versammlung von Bürgern berufen. . . . Ich bin überzeugt, daß wir in ein paar Wochen Pressefreiheit, Geschworenengerichte usw. erhalten.“ Schon zwei Tage später, am 29. Februar, jubelt er: „Der heutige Schalltag kann mit roter Kreide im Kalender angezeichnet werden. Die Pariser Barrikaden bringen auch uns wenigstens einen Teil ihrer Erregung mit; — in der heutigen Kammer Sitzung verurteilten die Minister die Vorlage von Gesetzentwürfen über Pressefreiheit, Geschworenengerichte, Volksbewaffnung! Das ganze weitere Programm der Volkswünsche wird mit seiner Erfüllung auch nicht mehr lange auf sich warten lassen. . . . Wenn unsere Regierung dem neuen Grundfatz: „Hilf dir selbst, so wird dir der Himmel helfen!“ treu bleibt, so haben wir in Baden bald einen Musterstaat auf demokratischer Grundlage, und das zieht das übrige Deutschland nach. . . .“ Mit dieser Hoffnung sollte es freilich nichts werden, obwohl bald der Rebellionstanz begann. Der Schilderung dieser unmittelbar erlebten tumultuarischen Vorgänge in Baden und Karlsruhe sind eine große Reihe weiterer Briefe gewidmet. Scheffel verurteilt da besonders das Treiben seiner früheren Universitätsfreunde Karl Blind, Steinmeyr und Michel. Ihr Vorhaben, die Revolution in Karlsruhe praktisch zu machen, das Schloß anzugreifen und die Republik in Baden zu proklamieren, wurde zwar durch vorzeitige Verhaftung der Komplotteure vereitelt; aber Scheffel, der aus seiner „Zuneigung zu einer demokratischen und freien Gestaltung der Zustände“ sowie aus seinem „Haß gegen alle Romantik in der Politik“ kein Fehl gemacht, empfindet eine ebenso heftige als „tiefe sittliche Indignation gegen solche Revoluzzer, die sich auch als Apostel der Freiheit stempeln wollen, denen sie aber nicht im Herzen, sondern im Magen sitzt“. Natürlich hat sich Scheffel freiwillig in Dienst der Bürgerwehr gestellt; „mit seiner alten Potsdamer Muskat, die ein Vajonett von 2 1/2 Fuß Länge“ hatte, sowie seines Vaters altem Landwehrsäbel stand er auf Wachtposten oder machte Streifpatrouille in den Hardwald und an den anstehenden Gärten. Jede Stunde war man des Losbruchs der Straßenkämpfe gewärtig, zumal, als das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Brand gesteckt worden war. Es geschah indessen nichts von Belang. Am 3. März kam er Schwanitz melden, daß die ersten zensurfreien Zeitungen erschienen sind, und begleitet diese Post mit einem „gewaltigen Gruß zum Anfang einer neuen Zeit in Deutschland“. Zwei Tage später traten in Heidelberg unter Führung von Hslein und Karl Welsch, dem früheren Freiburger Universitätsprofessor, 51 konstitutionell gesinnte Männer zusammen, um über den Aufruf an die gesamte Nation zur Bildung einer deutschen Nationalversammlung zu beraten. Wenig später, am 31. März, wurde in Frankfurt a. M. das sogenannte Vorparlament, am 18. Mai die Nationalversammlung eröffnet. Dort treffen wir Scheffel als Sekretär des badischen Gesandten Karl Welsch wieder. Aus der Ohnmacht der Regierungen gegenüber dem Parlament schöpft er neue Hoffnungen. „Wir haben“, schreibt er am 24. Mai, „mehr Terrain für die Republik in Deutschland, als

Ich mir vor vier Wochen noch träumen ließ, und siegesbewußt setzt er hinzu, „sie wird auch nicht mehr lange auf sich warten lassen. Ich wenigstens sehe die konstitutionelle Staatsform nur als einen Durchgangspunkt an; wenn man sie mit ihren Fiktionen und Umschleierungen näher ins Auge faßt, so ist sie eigentlich schon die Republik, nur in einer Weise, die mit dem Königtum, das sie de facto nicht beseitigen konnte, einen äußerlichen Frieden abgeschlossen hat; denn sobald die Deduktion „von Gottes Gnaden“ an die Luft gesetzt ist, hat das Königtum seine Basis verloren — und dem Prinzip des Volkswillens als *lex suprema* des Staates gegenüber läßt sich die Erblichkeit der obersten Regierungswürde nicht mehr rechtfertigen...“; diese juristische Definition Scheffels sowie seine Abneigung gegen den Absolutismus und „Dynastienwahn“ war gewiß ehrlich. Er fügte sich auch nicht minder wahrhaftig als Republikaner. Trotzdem ging seine republikanische Anschauung nicht über die aller damaligen Ideologen des Bürgerturns hinaus. Dies Bürgerturn sträubte sich, mit der Arbeiterschaft, also mit dem eigentlichen Volke gemeinsame Sache zu machen. So hoffte auch Scheffel, daß die politische Umwandlung auf friedlichem Wege, „mit den Waffen des Gesetzes“ erreichbar sei, wollte aber die Republik beileibe nicht aus den Händen Heders, Strubes oder der „Gertonghschen Kolonne“ geschenkt haben. Weil man zum Teil glaubte, diese letztere würde bei Au, ein paar Stunden von Karlsruhe, herüberbrechen, so war Scheffel von Frankfurt heimwärts geeilt, um seinen Posten in der Bürgerwehr einzunehmen.

Spätestens nahm er dann an der großen Studenterversammlung in Eisenach und auf der Wartburg teil und ging im Juli mit Welder in den „Kraubstaats Lauenburg“ als Legationssekretär. Es handelte sich darum, die dortigen Landstände von ihrer dänischen Haltung im Kampfe der benachbarten schleswig-holsteinischen Herzogtümer gegen Dänemark abzurufen. Am 31. August stieg Scheffel in Heidelberg ins Examen, das er bestand. Dann ging er wieder nach Frankfurt. Er hatte Großes vom Parlament erwartet, Rasch folgte bei ihm der Kapenjammer. Und so schreibt er denn am 11. August 1849 von Heidelberg — sehr resigniert: „Seit ich am 16. September zu Frankfurt den Waffenstillstand von Malmo' verwerfen hörte und am 18. oben auf dem Dom zu Frankfurt stand und die Barricaden aus der Erde wachsen und den Sturm und Kampf um dieselben herum gesehen habe, da habe ich den Glauben an das Volk auf beiden Seiten und die Poesie der Revolution verloren, und was im Oktober zu Wien und im November zu Berlin vorging, hat mir ihn nicht wiedergegeben.“ Die Niederwerfung der Revolution durch die Reichstruppen und die Preußen erfüllte ihn vollends mit Unmut und Ekel. Es war alles so ganz anders gekommen. In Baden wie im „großen“ Deutschland: — „nichts wurde zustande gebracht. Die Verwerfung der Reichsverfassung trägt ihre Früchte, der alte Dynastienwahn verhungert das schöne Land, und das Universalheilmittel dagegen, die Republik, ist unmöglich geworden durch ihre eigenen Vertreter, die diesen Begriff allmählich zum Synonymon von Schandmal erhoben haben“.

Was ihn selbst betraf, so hatte er sich durch seine aktive Teilnahme an der Revolution ziemlich um die Aussicht auf seine richterliche Karriere gebracht. Er figurerte „ja auch auf der roten Liste als Wähler aus den Märztagen“, hatte ja auch einmal eine politische Rede gehalten und war Begleiter Welders nach Frankfurt und Raftast gewesen. . . . Deshalb mochte es eine Ueberraschung für ihn sein, als ihm, nach vorausgegangener Bewerbung, mit Beginn des Jahres 1850 der Posten eines Dienstrevisors beim Bezirksamt in Säckingen zugewiesen wurde. Den Schmerz über das völlige Scheitern der Revolution hat Scheffel lange nicht verwinden können. Er blieb Partikularist und stiller Preußenfeind, bis ihn seine steigenden Erfolge als Poet vom Staatsdienst weg in die Freiheit des Kunst- und Weltlebens führten.

Jene republikanische Umwandlung hat auf seine dichterische Produktion keinerlei Einwirkung verübt — es war lediglich eine vielleicht später als Jugendeiselei empfundene Episode gewesen. . . .

Kleines feuilleton.

Staub und Durchsichtigkeit der Atmosphäre. Mit Hilfe des von dem englischen Physiker John Aitken konstruierten Apparates ist es möglich, die Menge des in der Luft frei schwebenden Staubes zahlenmäßig zu bestimmen. Man darf dabei jedoch nicht nur an die groben Staubteilchen denken, welche uns das durch ein Fenster in ein Zimmer flutende Sonnenlicht offenbart. Es sind vielmehr die zahllosen feinen Partikelchen gemeint, die sich überall, und gänzlich unsichtbar, auch in der „reinsten Atmosphäre“ vorfinden. Die Messungen, die mit Aitkens Apparat in Zimmerluft angestellt wurden, ergaben das bemerkenswerte Resultat, daß ein Kubikzentimeter Zimmerluft nicht weniger als 1,8 bis 5 Millionen Staubteilchen enthält. Am Boden, wo sich die größte Staubmenge vorfindet, ist diese Zahl oft genug gemessen worden. In freier Luft und auf hohen Bergen vermindert sie sich ganz außerordentlich. Die niedrigste bisher beobachtete Zahl wurde in Kingditch in Schottland mit etwa 200 Staubteilchen pro Kubikzentimeter festgestellt; jedoch haben wir kein Mittel zu entscheiden, ob dies die

niedrigst mögliche ist. Selbst in den oberen Luftschichten scheint Staub zu existieren, da sich in großen Höhen Wolken bilden.

Diese Staubbildung selbst in den höchsten Regionen der meteorologisch noch in Betracht kommenden Luftschichten ist es vornehmlich, welche die Durchsichtigkeit der Luft und damit die Fernsicht in erheblichem Maße beeinflusst. Mechanische Trübungen der Atmosphäre werden allerdings auch durch Dunst und Nebel hervorgerufen, doch stehen diese bis zu einem gewissen Grade im Abhängigkeitsverhältnis zur Temperatur, zur Feuchtigkeit und zum Vorhandensein von Staub. Alle diese mechanischen Trübungen wirken deshalb mindernd auf die Durchsichtigkeit der Luft ein, weil ein Teil der auf sie fallenden Lichtstrahlen zurückgeworfen wird, ein anderer Teil aber durch Brechung in seine Bestandteile zerlegt wird, so daß nur für das Auge weniger wirksame Teilstrahlen gesehen werden.

Die Wirkung des Staubes auf die Durchsichtigkeit der Luft hängt in erster Linie von seiner Menge ab, dann aber auch von der Feuchtigkeit, die einen sogar wesentlich ändernden Einfluß ausübt. Bei vielem Staub ist in der Regel die Durchsichtigkeit gering; aber selbst bei 5000 Staubteilchen pro Kubikzentimeter kann sie schon klar sein. Vergleicht man Tage mit gleichen Staubmengen, so findet man, daß die Durchsichtigkeit mit der Feuchtigkeit schwankt. Von zwei Tagen mit gleichen Staubmengen pro Kubikzentimeter war der eine mit einer Erniedrigung des feuchten Thermometers um 13 Grad klar, während der andere mit nur 2 Grad Erniedrigung eine sehr dicke Luft aufwies.

Die Feuchtigkeit allein scheint zwar keinen Einfluß auf die Durchsichtigkeit der Luft zu haben, aber sie steigert die Wirkung des Staubes, weil sie die Größe der Staubteilchen erhöht. Die kleinen Staubpartikelchen bilden nämlich, wie man sowohl theoretisch als durch den Versuch beweisen kann, Kerne für die sich bildenden Nebeltröpfchen, begünstigen somit nicht nur die Nebelbildung, sondern vergrößern auch die in der Luft schwebenden Teilchen und tragen dadurch dazu bei, die Undurchlässigkeit der Atmosphäre zu erhöhen.

Durch die Temperatur wird nun wieder die abändernde Wirkung der Feuchtigkeit beeinflusst. Dieselbe Erniedrigung des feuchten Thermometers, welche mit einer bestimmten Zahl von Staubteilchen eine dicke Luft von 15 Grad geben würde, wird eine klarere Luft geben, wenn die Temperatur niedriger ist. Die gesteigerte Verdichtung der Luft bei höheren Temperaturen rührt von dem gesteigerten Dampfdruck her, der es gestattet, daß die Teilchen mehr Feuchtigkeit anziehen.

Literarisches.

„Der Industriebaron“, von Upton Sinclair, „Geschichte eines amerikanischen Millionärs“, (deutsche Uebersetzung im Verlage von A. Sponholz, Hannover, Preis 2 M.) ist eine kleine Erzählung, die vor fünf Jahren entstand, wie der Verfasser in seinem Vorwort sagt. Damals erschien ihm das Werk als „revolutionäres Dokument“, und er mußte sich das Urteil gefallen lassen: „Unmöglich, es herauszugeben!“ Jetzt erscheint es ihm selbst als eine „ruhige Darlegung weit verbreiteter Ansichten. Er macht darauf aufmerksam, daß erst die letzten Jahre eine Reihe von sensationellen Enthüllungen über das Treiben der amerikanischen Finanzmächte brachten, und daß er in diesem Werke daraus noch nicht schöpfen konnte.

Noch in lebendiger Erinnerung ist das Aufsehen, das die Untersuchung über die Verhältnisse der New Yorker Versicherungsgesellschaften verursachte. Welche ungeheure Verschwendung wurde da entdeckt! Man entdeckte da einen Sumpf von politischer Korruption! Die großen Geldinstitute geben Hunderttausende von Dollar für die Wahlfonds her; die Bestechung von Gesetzgebern wurde geschäftsmäßig betrieben. Andere Enthüllungen folgten. Der Standard-Oel-Trust wurde bloßgestellt und überführt, wie er durch geheime Verträge mit den Eisenbahnen Millionen erschwindelt. Große Sensation erregten die Publikationen des Finanziers Lawson über „Die tollgemordene oder rasende Finanz“.

Amerika ist das Land der Millionäre. Der Bundesstaat in Washington heißt oft nicht anders als „Klub der Millionäre“. Im Kabinett sitzen gegenwärtig vier Millionäre. In der New Yorker Börsenstraße Wall Street wimmelt es von Millionären, und es gibt viele Tausende armer Teufel, die sich heute noch im Dollarlande dem süßen Traum hingeben, sie könnten es auf die eine oder die andere Weise auch einmal zum Millionär bringen. Für die letzteren ist nichts interessanter, als eine der wunderbaren und rührenden Geschichten, die so vielfach von einem amerikanischen Millionär erzählt werden; nämlich, wie er als kleiner Junge barfuß herumlief und Zeitungen verkaufte, um seine kranke Mutter zu ernähren, und wie er dann im Laufe der Jahre durch Fleiß und Sparsamkeit, durch Gebete und durch — Schlauheit eine Million nach der anderen anhäufte.

Die Geschichte eines amerikanischen Millionärs, die uns Sinclair erzählt, ist von anderer Art. Mit etwas flüchtigen Strichen skizziert der Verfasser den Lebenslauf des Millionärs Robert van Ruffelaer — man kann an Rodefeller oder einen anderen Multimillionär dabei denken. Schon als Baby Robbie, wie sein Rosenname heißt, verfügt er über Erstlingskostüme, die einen Wert von etwa 17 000 Dollar haben. Wir sehen den Knaben von Dienern und Lehrern umgeben; er wächst heran, hält sich

Pferde und Hunde, raucht die feinsten Zigaretten und erlebt das erste Liebesabenteuer.

Robbie hat ein gutes Herz und will „sie“ heiraten. Jetzt mischt sich aber Papa ein und setzt seinem Sohne auseinander, daß man „doch nicht alle Frauen heiratet, die man liebt“. Daish, seine Liebste, verschwindet, und Robbie macht eine Europareise. Dann sollte er studieren, aber es wird offenbar, daß er sein Examen nicht bestehen würde, und er kehrt nach New York zurück. Hier sehen wir ihn als „Gentleman“ leben. Sinclair schildert uns in einer eigenen ironisierenden Weise, wie Robbie herrlich und in Freuden lebt und ein guter Kerl dabei bleibt. Als er z. B. mit dem „Grünen Gespenst“, seinem Automobil, einen Knaben überfährt und tötet, macht er die Eltern des Kindes durch seine fürstliche Freigebigkeit „auf immer zu glücklichen Menschen“.

Natürlich ist Mister van Neusselaer auch ein eifriges Kirchenmitglied; er gibt sogar Unterricht in einer Sonntagschule. Ein Sport „der vielfach von reichen Leuten in Amerika geübt wird. Von Rockefeller ist bekannt, daß er selbst in einer Sonntagschule Bibelunterricht gibt.

Van Neusselaer verjubelt seelenbergnügt seine dreihunderttausend Dollar jährlich, also beinahe jeden Tag tausend Dollar. Das geht so drei Jahre lang; dann hat sein würdiger Herr Papa eine ernste Unterredung mit ihm und erinnert ihn daran, daß er „Pflichten gegen die Gesellschaft“ habe und daß „das Menschenleben eine Schlacht“ sei.

Der Vater ist einer der ersten Kapitalisten des Landes, und dies „Geschäft“ soll der Sohn auch lernen. Es dauert auch nicht lange, so versteht er es überraschend gut und führt einige Börsencoups aus, über die der Alte staunt. Robbie wird Präsident einer großen Industrie-Aktiengesellschaft in Hungerville — ein sehr beachtlicher Name. Zuerst wird alle Konkurrenz aus dem Felde geschlagen, dann wird rücksichtslos gegen die Arbeiter vorgegangen. Ein Streik bricht zusammen, die Gewerkschaft wird vernichtet. Groß ist das Elend und die Not in Hungerville, „man sah blasse, kränkliche Kinder, gebeugte, abgezehnte Frauen und Männer, die wild und hohläugig dreinblickten“.

In einem trassen Gegensatz dazu stehen die Schilderungen von ausschweifendem Luxus und der großen Verschwendung in der Gesellschaft des Millionärs, der seine Freunde zu einer Vergnügungsfahrt auf der Yacht „Komet“ eingeladen hat.

Interessant sind die Kapitel über Wall Street, die New Yorker Börse. Die gewaltigen Kämpfe zwischen den Finanzriesen erregen hohe Spannung. Leider wirkt die mangelhafte deutsche Uebersetzung des Werkes sehr störend und macht auch hier manche Vorgänge unverständlich.

An der Börse ist van Neusselaer in seinem Element; er ist ein Draufgänger. Einmal riskiert er seine ganzen Millionen in einem schweren Ringen mit einem großen Syndikat von Geldmännern. Das nimmt den ganzen Mann gefangen und als der Entscheidungstag herannahet, vergißt er alles, auch das furchtbare Geheimnis seines Lebens, das ihm am Abend vorher enthüllt wurde und ihn aufs tiefste erschütterte. Er hat erfahren, daß seine eigene Tochter seine Geliebte geworden ist, die Tochter, die aus dem Verhältnis mit Daish, der längst Vergessenen, hervorgegangen war. In seiner Verzweiflung betrinkt er sich und taumelnd kommt er am Morgen des großen Entscheidungstages in sein Kontor, um den Börsensfeldzug zu leiten. Er spekuliert auf Waiffe. Er verkauft Aktien, deren Wert er auf 90 einschätzt und die jetzt auf 157% stehen. Entweder fallen sie oder er ist verloren! Die Aufregung ernüchert ihn; in der aufs höchste gesteigerten Spannung vergißt er alles andere, gibt nach wohlertwogenen Plänen seine Befehle, und als die Aktien beginnen zu fallen, als der Sieg in Aussicht steht, da reißt ihn die Leidenschaft mit sich, er stürzt sich wie toll in die Menge und schreit „trunken und blind vor Leidenschaft: Runter, runter mit ihnen! Auf sie! Nieder mit ihnen! Drauf, drauf!“ — Die Aktien fallen auf 76, van Neusselaer ist der reichste Mann in New York. Auf dem Schlachtfelde sieht es freilich grausig aus; da waren „Männer, die weinten, Männer, die fluchten, Männer, die sich die Haare raupen, und Männer, die ihre Häuse zum Himmel riefen, — lauter Männer, die alles verloren hatten, was sie besaßen und jetzt dem Ruin und Hungertode ins Auge saßen; es war ein furchtbares, ein höllisches Schauspiel“.

Nach diesem Triumphe begibt sich der Millionär auf seine Yacht „Komet“ und fährt in Sturm und Unwetter aufs Meer hinaus. Die Yacht zerschellt an einer felsigen Küste und der Multimillionär kommt elend ums Leben.

Dies in kurzen Zügen der Inhalt des vorliegenden neuen Werkes, das in der deutschen Uebersetzung viele Mängel und Fehler zeigt, die seinen Wert beeinträchtigen. Arthur Baar.

Hygienisches.

Molkereien und Vollernährung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit der Zunahme der Sammelmolkereien und der Gründung der Milchverwertungs-genossenschaften der Absatz und der Konsum der Milch sich sehr gehoben hat. Denn diese Einrichtungen erleichtern den Absatz der Milch und der erleichterte Absatz bewirkt wieder, daß die Landwirte auf eine Erhöhung der Milchproduktion bedacht sind. In Preußen nimmt die Zahl der Molkereien ständig zu, besonders im Osten, in Bayern stieg die

Zahl der Genossenschaften vom Jahre 1898 bis 1903 von 591 auf 856, der Wert der Erzeugnisse von 46 Millionen auf 59 Millionen. So erfreulich diese Zunahme nun auch zu begrüßen ist, so haben die Molkereien doch auch hygienische Nachteile im Gefolge. Manchmal läßt die Reinlichkeit zu wünschen übrig; durch die Inspektionen preußischer Kreisärzte ist festgestellt worden, daß in den Molkereien manchmal allerlei häusliche Vorrichtungen vorgenommen werden, Wäsche gebrüht und Viehfutter bereitet wird, ja von noch viel unappetitlicheren Dingen wird in den Inspektionsberichten erzählt. Sehr bedenklich ist auch die Verwendung hygienisch nicht einwandfreien Wassers zum Spülen der Gefäße. Durch Sammelmolkereien ist auf diese Weise wiederholt der Typhus übertragen worden. Als ein weiterer hygienischer Nachteil in den Molkereien muß es angesehen werden, daß vielfach in den Familien der Milchproduzenten nur noch Magermilch von sehr geringem Fettgehalt genossen wird und daraus den Kindern Schaden in der Ernährung droht. Namentlich in Bayern gingen Hand in Hand mit Zunahme der Molkereien und der Käsegenossenschaften Klagen über den Rückgang der Ernährung und die körperliche Entwicklung der bayerischen Bevölkerung. Das bayerische Staatsministerium weist daher darauf hin, daß die Verbesserung der Milchverwertung und die Ausbildung des Käsewesens, die vielfach eine Erhöhung des Gewinnes zur Folge haben, für den Viehbesitzer oft den Anreiz bilden, alle verfügbare Milch in Geld umzusetzen und das Milchbedürfnis des eigenen Hausstandes hintanzusetzen und sich mit Magermilch und anderweitigen Fettsurrogaten zu begnügen. Auch der Alkoholismus werde auf diese Weise befördert.

Humoristisches.

— Glücklich Zufall. Passagier (dessen Koffer einer Dame auf den Kopf fällt, als er eben im Begriffe ist, das Eisenbahncoups zu verlassen: „Welch ein Glück... den hätte ich beinahe vergessen!“

— Klassische Figur. „... Waas, der Kleine Dide dort ist der berühmte Dichter?! .. Na, der sieht aber gar nicht aus wie ein Poet!“ — „Erlauben Sie, der Mann besitzt doch epische Breite und die dramatische Kürze!“

— Gestörte Illusion. „Sie, in diesem Reich sind ja gar keine Fisch!“ — Warum sagen Sie mir denn das? .. Jetzt macht mir's ganze Angeln schon keine Freud' mehr!“

— Ein anderer Fall. Autor (bei der Premiere): „Was? Ich soll mich nicht hinausstrauen? Ja? .. Ich bin im letzten Feldzug drei Stunden im Angeltrogen gestanden!“ — Direktor: „Ja, aber damals haben Sie noch nichts gedichtet („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Der Goethe-Verein veranstaltet diesen Winter zwanzig künstlerische Veranstaltungen, und zwar Sonntag nachmittags 3 Uhr im Saale der Seceffion, Kurfürstendamm 208/9. Jedes Programm bildet eine geschlossene Einheit. Jahreskarte 6 M., Einzeltarten 50 und 30 Pf. Die erste Veranstaltung am 25. November wird Goethe gewidmet sein (Einleitende Worte von Leo Berg, Rezitation und Gesang). Ferner sollen Rembrandt, Villenron, Beethoven, Heine, Bach n.ä. behandelt werden. — Die Idee kann bei richtiger Durchführung sich als sehr fruchtbar erweisen.

— „König Oedipus“, eine „Umarbeitung“ des Sophokles'schen Dramas von Hans Hamburger, erwieb sich im Stuttgarter Interims-Theater als eine banale Profanierung des gewaltigen Stoffes.

— Ein Riesenspiegelteleskop von zweieinhalb Meter Oeffnung wird in der neuen kalifornischen Sternwarte auf dem Mount Wilson aufgestellt werden. Der neue Apparat wird an optischer Kraft das größte bisher existierende Spiegelteleskop um das Doppelte übertreffen.

— Ein neuer Damensport. Die erste weiße Frau, die den Ruhm für sich in Anspruch nimmt, Afrika durchquert zu haben, Madame Cabra, die Gattin des Obersten Cabra von der belgischen Armee, ist soeben wieder in Belgien eingetroffen. Madame Cabra verließ ihre Heimat zusammen mit ihrem Gatten im April 1905, reiste von Neapel nach Dar-es-Salam und ging von da nach Jangibar, Nombasa und Entebbe, der Hauptstadt von Uganda. Von da aus reiste sie mit ihrem Gatten bis zum Albertsee und nach Mahagi im Kongostaat, überschritt die Rubenzoriffette und wandte sich dann den Kongosfluß abwärts nach der Küste. Madame Cabra erklärt, daß sie keine nennenswerten Gefahren und Entbehrungen habe überstehen müssen, aber einige Erlebnisse hätten sie sehr belustigt, besonders das Erstaunen der Eingeborenen beim Anblick der ersten weißen Frau, die sie sahen. Ein Führer, der sie auf einer Strecke ihrer Reise begleitete, erklärte sogar, er hätte bisher nicht daran geglaubt, daß es weiße Frauen gäbe.